

Erinnerungen aus der freiwilligen Altershilfe

Autor(en): **Langner-Bleuler, P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pro Senectute : schweizerische Zeitschrift für Altersfürsorge, Alterspflege und Altersversicherung**

Band (Jahr): **30 (1952)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-722389>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Erinnerungen aus der freiwilligen Altershilfe

Schon als Kind zog es mich zu den alten Menschen hin. In der Nähe des Elternhauses befand sich das düstere Gebäude der „Spannweid“ in Unterstrass bei Zürich. Darin waren alte und kranke Männer und Frauen untergebracht. An der Hand der Mutter ging ich zaghaft durch grosse Räume mit vielen Betten, in denen unter weiss und rot gewürfelten Decken erholungsbedürftige Menschen lagen. Besonders starken Eindruck machten mir die Badstuben mit dunkelbraunen, ausgehöhlten Baumstämmen, die als Badwannen dienten.

Um die Anstalt herum hatte es grosse Bretterbeigen, die sich herrlich zum Spielen und Verstecken eigneten. Gern liessen wir uns von den Nachbarskindern aus dem elterlichen Garten locken, um in frohem Uebermut um das ernste Haus herumzutollen. Auf den niedrigen Beigen sassen alte Männer geruhsam an der Sonne und schauten freundlich unserem Spiele zu. Die alten Frauen flössten uns eher Scheu, ja Furcht ein. Zwei Gestalten sind in der Erinnerung haften geblieben: eine gross und hager mit einer bläulichen Brille, einem schwarzen Hut und auch bei schönstem Wetter mit einem dicken Regenschirm bewaffnet. Da sie uns nie ein freundliches Wort gab, sondern wie uns schien nur finstere Blicke hinter der Brille hervorwarf, nannten wir sie „die Böse“. Ganz anders das alte, schwachsinnige „Rägeli“, das uns unverständliche, aber fröhliche Worte zurief, was uns ermutigte, uns ihm zu nähern. Viel verstanden wir zwar nicht von seinem krausen Durcheinander. Vielleicht hat manches, das uns zu übermütigem Lachen reizte, in seinem armseligen Leben eine ernste Rolle gespielt. Interessant war sein Gesicht mit den tiefliegenden, kleinen Augen, den faltigen Hängebacken und der gelben, ledernen Haut, über die man gerne mit der Hand gefahren wäre, um sich zu vergewissern, ob sie auch wirklich lebenswarm sei. Diese

alten Menschen beschäftigten mich bis in den Schlaf hinein und ich hätte gern viel mehr von ihrem Leben in dem grauen Hause gewusst.

Neben der eigenen, liebevollen Grossmutter — der feinen, uns Kindern fast etwas zeremoniell vorkommenden Neuenburgerin, bei der man immer sehr brav sein musste — waren es die Grossväter und Grossmütter in Johanna Spyris Geschichten, die mir Liebe und Vertrauen zu alten Leuten einflössten. Was wäre auch das Heidi ohne den Alm-Oehi und ohne Klaras reizende Grossmama aus Frankfurt, und welchen Trost fand das Wieseli in seiner schweren Kindheit bei der Grossmutter, die ihm ans Herz legte, nie das alte, schöne Lied zu vergessen „Befiehl du deine Wege“.

Während der Pensionszeit im Kanton Neuenburg wurden wir junge Mädchen von der sozial eingestellten Vorsteherin, die wir verehrten, dazu angehalten, regelmässig alte, kranke Frauen zu besuchen. Das trug sicher dazu bei, dass wir später nicht gleichgültig an der Not der Mitmenschen vorbeigingen.

Das spätere Leben in einer Kleinstadt brachte in den Vor- und Nachkriegsjahren Pflichten mannigfaltiger Art. Damals wurde auch die Stiftung „Für das Alter“ ins Leben gerufen und es galt, in den Kantonen Umschau zu halten nach Persönlichkeiten, die sich der dringenden Aufgabe der Fürsorge alter Leute annahmen. Es waren Zeiten, die grosse Anforderungen an die Opferfreudigkeit der Bevölkerung stellten. Um so erfreulicher war der Erfolg, den die von gemeinnützigen Männern und Frauen erstmals durchgeführte Sammlung zu Gunsten der Alten hatte.

Die Sympathie, mit der diese Aktion damals aufgenommen wurde, war spürbar. Ich erinnere mich an eine alte Frau in einem kleinen Dachzimmer, die 20 Rappen zeichnete und dazu meinte: „Ich habe zwar selbst fast nicht genug zu leben. Aber dass man jetzt etwas für die

alten Leute tut, freut mich so, dass ich auch etwas geben will.“ Mit Begeisterung wurde die Gründung des Kantonalkomitees an die Hand genommen, das bis heute von der Sympathie der Bevölkerung getragen wird. Freiwillige Helfer fanden sich überall. Von Anfang an wurde darauf gehalten, dass die bewilligten Beiträge wo immer möglich persönlich überbracht wurden. Dabei wurde einem bald bewusst, wie dankbar die alten Leute für das ihnen erwiesene Interesse sind.

Während der über dreissigjährigen Tätigkeit der Stiftung zeigte sich eindringlich die unersetzliche Wichtigkeit der menschlichen Anteilnahme. Auch nach dem Inkrafttreten der staatlichen Altersversicherung erachtet die Stiftung die persönliche Betreuung als ihre besondere Aufgabe. Abgesehen davon, dass in vielen Fällen die Beiträge der AHV ungenügend sind, können die staatlichen Organe die Alterspflege keineswegs im Sinne der Stiftung „Für das Alter“ durchführen.

In besonderem Masse leiden betagte Frauen darunter, dass sie der gewohnten Arbeit nicht mehr nachgehen können. Da waren z. B. zwei über siebzig Jahre alte Schwestern, die ihr Leben lang zum Weissnähen auf die Stör gegangen waren. Gebrechlich geworden, fehlte ihnen die gewohnte Arbeit und auch der Verdienst, da bei den damaligen kleinen Entlohnungen keine grossen Ersparnisse gemacht werden konnten. Wir sorgten dafür, dass den zwei würdigen Frauen Arbeit ins Haus gebracht wurde, wofür sie eine rührende Dankbarkeit zeigten. Auch bei der Ausgabe von Strickarbeit für die Soldaten wurden alte Frauen in erster Linie berücksichtigt.

Fast alle Betagten hängen mit allen Fasern ihres Herzens an ihrem eigenen Stübchen, an ihren bescheidenen Möbeln, an der kleinen, meist nach Petrol riechenden Küche. Mochten die Treppen zu den ärmlichen Behausungen mitunter noch so dunkel und halsbrecherisch



Strickende alte Frauen

und die hygienischen Verhältnisse nicht unanfechtbar sein, niemals hätte man gewagt, ohne zwingende Not die Ver-
setzung in ein Altersheim vorzuschlagen. Musste die
Wohnung aus gesundheitlichen Gründen beanstandet wer-
den, so erreichte man meist bei den zuständigen Stellen
die allernotwendigste Instandstellung, sodass die von den
Alten so gefürchtete Losreissung vom gewohnten Heim
vermieden werden konnte. Die Aufnahme der betagten
Eltern in der eigenen Familie ist nicht immer möglich
wegen Mangel an Platz und teurem Mietzins bei beschei-
denem Einkommen. War Raum vorhanden, so konnte man
sich meist ob der freundlichen, respektvollen Haltung der
Kinder und Enkel freuen.

Den Höhepunkt des Jahres bedeutet jeweilen die
Weihnachtsfeier, die nach und nach überall ein-
geführt wurde. Es ist wohl etwas vom Ergreifendsten,
einen Saal voll weisshaariger Menschen zu sehen, auf
deren Gesichtern des Lebens Mühsal, Krankheit und Not

eingegraben sind und die nun für einige Stunden glückstrahlend bei Lichterglanz des Weihnachtsbaumes in wohlthuender menschlicher Verbundenheit beisammen sitzen. Nie gab es Schwierigkeiten, für diese Feiern ein schönes Programm zusammenzustellen, denn freudig leisteten Sänger und Sängerinnen sowie musikbegabte junge Leute ihren Beitrag. Je kleiner die Kinder, die ihre Verslein aufsagten, desto grösser war die Freude der Alten, die uns beim Fortgehen versicherten, dass sie sich das ganze Jahr hindurch auf dieses Fest freuen. Die Heranziehung der Jugend zu diesen Feiern trägt zweifellos dazu bei, das Verständnis für die Alterspflege zu wecken und zu fördern.

Gerne holten wir auch die „Brüder der Landstrasse“ zur Altersweihnacht. Mancher Grauhaarige war dabei, und ich sehe sie noch lebhaft vor mir, wie sie sich gütlich taten an Kaffee und Kuchen und wie auch ihnen die menschliche Verbundenheit einer kurzen Stunde wohlthat. Das Päcklein mit den warmen Socken und etwas Rauchbarem, das diese Heimatlosen noch auf den Weg erhielten, war ihnen eine besondere Ueberraschung. Ein scheues, mühsam hervorgebrachtes Danke und ein freundlicher Blick zeigten, dass ein Lichtstrahl auch in die Herzen dieser Einsamen gedrungen war. Mit den betagten Brüdern der Landstrasse gab es manchmal jahrelange Beziehungen: von Zeit zu Zeit stellten sie sich ein, nicht immer mit einem direkten Anliegen, sondern um sich freundlich nach unserem Befinden zu erkundigen. Ahnungslos, im Glauben, ihr Bestes zu wollen, kam es etwa vor, dass ich einem bald Achtzigjährigen die Versorgung in ein Altersheim vorschlug und seine Personalien aufnahm. Doch siehe da, die alten Freunde — wie die Jugend im Hause sie nannte —, blieben schlagartig aus. Ein einziger, der im Nachbarkanton behördlicherseits untergebracht wurde, schrieb von Zeit zu Zeit ausführliche Briefe oder er durfte selber kommen mit

kleinen Wünschen, die im Anstaltsleben nicht erfüllt werden konnten und doch das Leben etwas verschönerten.

Folgende Schicksale einiger von mir betreuter Schützlinge zeigen, welche grosse Rolle die persönliche Anteilnahme im Leben alter Leute spielt:

Vor Jahren wurde ich von unserem Kantonalkomitee auf eine am Ende der Siebzigerjahre stehende gebürtige Welschschweizerin aufmerksam gemacht. Durch die unglückliche Heirat ihrer Tochter war sie um ihr ganzes Erspartes gekommen und vorübergehend von einer Familie um kleines Entgelt aufgenommen worden. Ihr Mann war längst gestorben, den einzigen Sohn verlor sie durch einen Unglücksfall und eine zweite Tochter starb von mehreren Kindern weg. Ohne zu klagen, voll Gottvertrauen trug die Frau ihr schweres Schicksal, dankbar, dass man sich ihrer annahm und in ihrer Sprache sich mit ihr unterhielt. Ihr grösster Wunsch war, in die welsche Schweiz zurückzukehren. Glücklicherweise wurde sie von der Familie ihrer verstorbenen Tochter im Kanton Waadt freundlich aufgenommen. Von Zeit zu Zeit schrieb sie und äusserte den Wunsch, dass ich sie einmal besuche. Als sich dazu Gelegenheit bot und ich unangemeldet an ihrem ziemlich abgelegenen Wohnort ankam, sass die freundliche Greisin, trotz des Werktags sonntäglich gekleidet, vor dem Hause, und ihr ruhiger, freundlicher Gruss lautete: „Je vous ai attendue“. Als sie mein Erstaunen bemerkte, wiederholte sie in aller Gelassenheit, sie habe gewusst, dass ich sie nicht vergessen und kommen werde. Leider musste die nun über Achtzigjährige noch zweimal den Wohnort wechseln, wurde aber wieder von wohlmeinenden Verwandten aufgenommen und bis zu ihrem Tod, der kürzlich erfolgte, liebevoll betreut. So musste ich wieder ein Kreuz anbringen auf der Liste meiner betagten Freunde. Jedesmal ist es ein persönlicher Verlust. Denn oft sind wir, die wir glauben die Gebenden zu sein, die Empfangenden.

Eine andere Art der Alterspflege soll nicht unerwähnt bleiben. In der Heil- und Pflegeanstalt unseres Kantons befanden sich auch alte Insassen, die weder Verwandte noch Bekannte besitzen und sich doch über etwas Interesse aus der Aussenwelt freuen. Auf meine Anfrage wurden mir einige Frauen und Männer zu gelegentlichen Besuchen anvertraut. Ich muss gestehen, als ich mich zum ersten Mal einigen ganz unbekanntem, mich zum Teil misstrauisch betrachtenden Männern gegenüber sah, dass ich etwas unsicher war, wie die Unterhaltung in Gang zu bringen sei. Als dann ein über Siebzigjähriger mich brummig anfuhr, was ich eigentlich von ihm wolle; er wisse schon, dass ich vom Gericht komme und dass . . . es kam ein ganzer Schwall Erinnerungen an böse Prozesse. Mit etwas Tabak und illustrierten Zeitungen gelang es mir, ihn abzulenken. Besondere Freude schien er zu haben, als ich mich nach seiner Beschäftigung erkundigte. Er erzählte mir, dass er in der Buchbinderei arbeite und Papiersäcke und Couverts klebe. Mit der Zeit wurden wir gute Bekannte, mit Rührung denke ich daran, mit welcher Höflichkeit mich der anscheinend „unkultivierte“ und geistesgestörte Greis behandelte.

Ein ebenfalls betagter Insasse der Anstalt, dessen Krankheit jedoch ganz unauffällig war, arbeitete auf dem grossen landwirtschaftlichen Gut und zog sich dabei eine Infektion an einer Hand zu, von der ich leider nichts wusste. Eines Tages meldete sich ein junger Assistenzarzt des Bürgerspitals bei mir, zeigte seinen Tod an und löste das Versprechen ein, das er dem Sterbenden gegeben habe, mich von ihm zu grüssen. Dieser brave alte Mann war weder von Verwandten noch Bekannten je besucht worden. Auch dieses Beispiel zeigt, welchen Platz wir bei einsamen, alten Menschen einnehmen können, nur indem wir uns von Zeit zu Zeit ihrer etwas annehmen.

Nicht vergessen will ich das alte „Muetterli G.“, wie es in der Anstalt geheissen wurde, wo es schon Jahr-

zehnte lang versorgt war, geistig etwas verwirrt, aber öfters doch ganz klar. Zugleich mit zwei andern Patientinnen konnte ich es jeweilen sprechen. Alle drei schienen sich kindlich am Besuche zu freuen, an den mitgebrachten Kleinigkeiten und vor allem auch darüber, dass sie eine willige Zuhörerin fanden für ihre Erzählungen. Frau G. und Fräulein E. St. kamen mir besonders nahe. Nach Aussage des stets liebevoll um die Patienten besorgten Pflegepersonals nahm auch bei ihnen die erwiesene Anteilnahme einen grossen Platz ein. Bei länger als üblichem Unterbruch der Besuche fragten sie nach mir und schrieben mir mitunter auch. Leider wurde ich wegen der frühen Morgenstunde nicht zum Sterben der Frau G. gerufen trotz wiederholt ausgesprochenem Wunsche, den ich so gern erfüllt hätte. Aber wie ein Segen klingen die Worte in mir nach, die sie nach einem Besuche ausrief: „Ich bete täglich für Sie, Ihren Mann und Ihre Kinder“. Das Licht, das man oft in die so dunkeln Tage alter Menschen durch persönliche Fürsorge bringen kann, strahlt zurück auf das eigene Leben.

P. Langner-Bleuler.

Le problème du vieillissement

Extrait du rapport du Dr Victor Senarclens, médecin, Genève, présenté à l'assemblée annuelle de la Société suisse d'utilité publique du 23 septembre 1952 et publié dans la „Revue suisse d'utilité publique“ No 10/11 octobre/novembre 1952, p. 236—247.

Un fait domine aujourd'hui dans tous les pays civilisés la structure des populations, à savoir le vieillissement des classes d'âge. Il résulte de l'énorme accroissement du nombre des personnes âgées de 65 ans et plus dû aux progrès de l'hygiène et de la thérapeutique, et qu'il faut mettre en parallèle avec la baisse lente et progressive de la natalité, qu'un fardeau toujours plus lourd pèsera dorénavant sur les épaules de la population d'âge moyen. Cette situation exerce ses effets dans le domaine économique et social. Elle pose de graves problèmes à ceux qui